



*Stefan Lehnberg*

**MEIN  
MEISTER  
WERK** Roman

*LangenMüller*

*Stefan Lehnberg*

**MEIN  
MEISTER  
WERK** Roman

*LangenMüller*

Stefan Lehnberg

**MEIN  
MEISTER-  
WERK**

Roman

Langen*Müller*

Besuchen Sie uns im Internet unter  
[www.langen-mueller-verlag.de](http://www.langen-mueller-verlag.de)

© für die Originalausgabe und das eBook:  
© 2013 Langen*Müller* in der  
F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH, München.  
Alle Rechte vorbehalten.  
Schutzumschlag: Wolfgang Heinzl  
Motiv: shutterstock-images  
Satz und eBook-Produktion:  
Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling  
[www.Buch-Werkstatt.de](http://www.Buch-Werkstatt.de)  
ISBN 978-3-7844-8148-7

# Kapitel 1

Auch dieses Jahr hat mich das Komitee in Stockholm wieder beim Literaturnobelpreis übergangen. Ich bin fassungslos, bleibe aber besonnen. Kein Wutanfall, kein Versuch, den Preis mit juristischen Mitteln doch noch einzuklagen, kein Einwerfen der Fensterscheiben der schwedischen Botschaft in Berlin. Nein! Dieses Mal nicht! (Man ist schließlich nicht mehr dreißig.) Die Zeit hat mich gelehrt, solchen Ungerechtigkeiten mit Gelassenheit und Würde zu begegnen.

Trotzdem muss die Frage erlaubt sein, was man in Stockholm eigentlich gegen mich hat. Was läuft falsch bei denen? Allenfalls den Umstand, dass der Preis immer an Romanautoren vergeben wird, und ich noch nie einen Roman geschrieben habe, könnte man als Entschuldigung gelten lassen. Aber meinetwegen. Dann nicht. Mir soll's recht sein. Die wirklich guten Schriftsteller wurden immer schon übergangen. Hat man etwa William Faulkner damit ausgezeichnet? Oder Samuel Beckett? Oder Hermann Hesse? Nein, stattdessen nur irgendwelche längst vergessenen Typen. Wie die wohl alle heißen? Jetzt bin ich fast ein wenig neugierig und werde es mal bei Wikipedia nachschlagen. Moment.

Hm, wie es aussieht, haben diese drei den Preis wohl doch bekommen. Na und? Was sagt das schon aus? Eigentlich doch nur, dass Ausnahmen die Regel bestätigen. Die Frage ist: Wie lautet diese Regel? Ich weiß es nicht und bezweifle auch, dass die Nobel-Fritzen sie kennen. Sonst würden sie ja nicht so verdammt irrationale Entscheidungen treffen. Diese sind fast so schwer zu verstehen wie die Bauanleitung für ein Ikea-Regal. Wirklich, ich glaube, man

kann ohne Weiteres feststellen, alles, was aus Schweden kommt, seien es Preise, Möbel oder die Filme von Ingmar Bergman, löst im Allgemeinen keine Freude aus. Nur Abba war gut. Aber die gibt's ja nicht mehr.

Wer bekommt den Preis eigentlich? Mehr oder weniger berühmte Schriftsteller. Aber wie wird man das? Früher war das ja einfach. Sokrates ist weltberühmt. Und wofür? Hauptsächlich durch den Spruch: »Ich weiß, dass ich nichts weiß.« Mit der Nummer hat er sich einige Tausend Jahre Weltruhm gesichert. Wenn ich mir das heute erlauben würde und den Satz »Ich weiß, dass ich nichts weiß« bei - sagen wir mal Facebook - posten würde, weiß ich ziemlich genau, was die Folge wäre. Spätestens fünf Sekunden später würde einer meiner sogenannten Freunde einen Kommentar drunterschreiben: »Das merkt man.« Nix Weltruhm. Nix Nobelpreis. Also wer bekommt diesen Preis?

Die einzige Konstante - vom Bücherschreiben mal abgesehen - scheint mir zu sein, dass zumindest alle deutschen Preisträger in dem Berliner Stadtteil Friedenau wohnen. Ich wohne in Schöneberg. Das grenzt direkt an Friedenau an. Auf meinem Stadtplan sind das nur knappe drei cm Wegstrecke. Wie borniert sind diese alten Schweden eigentlich, können die denn nicht mal ein kleines bisschen über den literarischen Tellerrand gucken? Drei Zentimeter, was ist das schon? Von solchen Leuten möchte ich ehrlich gesagt keinen Preis bekommen. Selbst wenn sie irgendwann auf ihren Knien angekrochen kommen, um mir ihren Preis zu überreichen, werde ich ihn (hohnlächelnd) zurückweisen. »Zu spät, meine Herren!«, werde ich entgegen - hoffentlich verstehen sie Deutsch - und ihnen ihren Preis vor die ignoranten Füße werfen. Ich glaube, das könnte einer der großartigsten Momente meines Lebens werden. Zumal es etwas ganz Besonderes wäre. So einen Literaturnobelpreis einfach mal annehmen kann ja jeder Dussel, aber ihn ablehnen, das hat noch keiner gewagt. Das hat Format und Grandezza.

Hm, hab mal eben bei Wikipedia nachgeschlagen. Da steht, dass Boris Pasternak und Jean Paul Sartre den Preis bereits abgelehnt haben. Manchmal frage ich mich, ob Wikipedia mit seinem Detailwahn nicht übertreibt. Wen interessiert sowas? Wer will das wissen? Ehrlich gesagt, glaube ich, dass die Welt ohne Wikipedia wesentlich besser dran wäre. Schon dieser bescheuerte Name. »Wikipedia«. Was soll man von einem Lexikon halten, dass sich nach einer Zeichentrickserei aus den Siebzigerjahren benannt hat? Zugegeben dieser kleine Wikingerklugscheißer Wickie war sehr schlau. Aber mag man so einen? Viel sympathischer war mir damals Bud Spencer. Heute find ich beide blöd.

Wie auch immer, ob ich den Preis ablehne oder ob ich mich vielleicht doch bereit erkläre, ihn anzunehmen, werde ich zu gegebener Zeit nach reiflicher Überlegung entscheiden. Zunächst gilt es, die Voraussetzungen dafür zu schaffen. Denn den Preis bekommt eben nur, wer Romancier ist. »Romancier«? Wie komme ich auf dieses Wort? Klingt irgendwie ein bisschen schwul.

Ich habe nichts gegen Schwule. Einer meiner besten Freunde ist schwul. Oder könnte es zumindest sein, so weibisch, wie der sich immer aufführt. Aber bitte, kein Problem, ich wünsche ihm viel Spaß damit. Nur, ich bin es nun mal nicht, und bevor da irgendwelche Missverständnisse aufkommen, nenne ich mich lieber nicht Romancier, sondern Autor. Nein: Schriftsteller. So.

Gut, dass das jetzt geklärt ist, jetzt fehlt nur noch der Roman als solcher. Was braucht man für einen Roman? Zunächst erst einmal das Naheliegendste; kann man »liegen« steigern? Besser: das Nahestliegende: Und das ist natürlich erst einmal der Anfang. Der erste Satz. Der erste Satz ist eigentlich schon die halbe Miete. Jeder Schriftsteller weiß das.

Darum gibt es ja auch Bücher, in denen die besten ersten Sätze aus vielen Romanen gesammelt zu lesen sind. Bücher, in denen die besten zweiten oder siebzehnten oder

vierhundertdreiundachtzigsten Sätze gesammelt werden, gibt es hingegen nicht. Das sollte einem doch zu denken geben. Nein, fest steht: Der erste Satz muss richtig reinknallen.

So sehr, dass der Leser sofort gefesselt ist. Auf den zweiten und dritten Satz kommt es dann erst mal nicht mehr so an. Ja, man kann eigentlich sagen: Je faszinierender der erste Satz ist, desto mehr Rohrkrepierersätze darf man sich anschließend erlauben. Dann jedoch sollte natürlich irgendwann mal wieder ein Hammersatz kommen, damit die Leser bei der Stange bleiben. Ewig lassen die sich das ja auch nicht bieten. Und noch etwas ist wichtig: Handlung. Kiloweise Handlung. Viele Leser legen großen Wert darauf. Also sollte ich auch eine Handlung in meinen Roman reinpacken. Nur was für eine? So auf Antrieb fällt mir keine ein. Das nervt!

Geht es nicht vielleicht doch auch ohne? Wenn ich mir angucke, was für stolze Summen man für ein Moleskine-Notizbuch mit diesem sinnlosen Gummiband drumherum hinblättern muss, bin ich versucht, diese Frage mit Ja zu beantworten. 11,50 Euro für ein Buch, in dem nichts drinsteht. Sind die irre?

Ein Taschenbuch mit Hemingways »Der alte Mann und das Meer« kostet nur 6,80 Euro. Gut, das ist vielleicht jetzt kein so gutes Beispiel, dieses Buch ist wirklich stinklangweilig, aber grundsätzlich ist das doch ein Skandal. Leben wir etwa in Zeiten, in denen ein leeres Buch mehr wert ist als eines, das mit der jahrelangen Arbeit eines Schriftstellers oder meinetwegen auch nur der eines Romanciers gefüllt ist? Ja, das tun wir. Traurig ist das! Was kommt als Nächstes? Kostet eine leere Schachtel Cornflakes mehr als eine volle?

Andererseits: Wenn mir für meinen Roman wirklich gar keine Handlung einfällt, könnte ich mich ja als Autor bei Moleskine bewerben. Haha. Das klingt bitter. Kann es sein,

dass ich langsam, aber sicher ein vom Leben gezeichneter, illusionsloser Zyniker werde? Das wäre cool.

Aber warum sollte mir - mir nichts, dir nichts - nichts einfallen? Einfälle habe ich jede Menge. Ich glaube, es ist nicht übertrieben, wenn ich behaupte: Ich bin so fantasievoll wie ein - wie jemand, der - wie ein sehr fantasievoller Typ.

Und wenn das nicht reicht, es gibt ja auch noch Tricks, um die Kreativität anzukurbeln. Zum Beispiel mit den Augen eine liegende Acht in die Luft zeichnen. Dadurch wird die linke Gehirnhälfte mit der rechten Gehirnhälfte verbunden, und das soll irgendwie gut sein. (Man sollte dies allerdings nur tun, wenn man allein ist, denn obwohl es eine Übung zur Steigerung des Denkvermögens ist, sieht man dabei unheimlich debil aus.)

Hm, bei mir scheint das mit dem Gehirnhälftenverbinden gerade nicht so zu klappen. Entweder das, oder beide Gehirnhälften sind gleich leer.

Das Einzige, was mir einfällt, ist die Familiengeschichte einer Lübecker Kaufmannsfamilie im 19. Jahrhundert. Aber das klingt nach einem sicheren Ladenhüter. Da könnte man ja genauso gut einen Roman über einen Jungen, der eine Zauberschule besucht, schreiben.

Nein, da hab ich wirklich bessere Ideen. Wesentliche bessere! Zumindest theoretisch. Wenn ich sie hätte, wären sie besser. Das spüre ich. Das Einzige, was jetzt noch zu tun bleibt, ist, diese Ideen quasi rauszulassen und abzutippen. Also mehr eine primitive Fleißarbeit als eine geistige Herkulesaufgabe. Ich fühle mich jetzt bereits unterfordert.

Schade, ich hätte mir das Ganze irgendwie spannender vorgestellt. Andererseits: Wenn es so einfach ist, kann man das Ganze ja auch etwas entspannter angehen, statt hier gleich in panischen Aktionismus zu verfallen. Morgen ist auch noch ein Tag. »Morgen ist auch noch ein Tag« klingt

eigentlich ziemlich cool. Das merk ich mir mal als Schlusssatz vor.

## Kapitel 2

Ich glaube, ich hätte doch gestern schon mit dem Schreiben anfangen sollen. Da war ich sehr entspannt, und es wäre ein Kinderspiel gewesen. Heute regnet es, wodurch ich mies drauf bin. Außerdem fühlt sich mein rechtes Ohr irgendwie komisch an. Gut, das muss natürlich gar nichts heißen. Andererseits könnte es natürlich so einiges bedeuten. Nüchtern betrachtet habe ich eine Überlebenschance von 50 zu 50: Entweder ich sterbe daran oder nicht. Ich versuche, das Wort »Ohrenkrebs« aus meinem Gehirn zu verbannen. Was ist, wenn es zum Äußersten kommt und es amputiert werden muss? Das wäre grauenvoll. Und so unpassend. Für einen Maler mag es ja durchaus angemessen sein, mit nur einem Ohr rumzulaufen, aber für einen Schriftsteller? Wozu?

Aber über all das könnte ich ja noch hinwegsehen, wenn es meinen Nachbarn nicht gäbe. Aber es gibt ihn. Schon Schiller sagte: »Es kann der Beste (ich) nicht in Frieden leben, wenn ihm der blöde Nachbar (Herr Marquard) nicht gefällt.« Obwohl: Das klingt so harmlos. Schiller mag ja einige (für die damalige Zeit) ganz gute Theaterstücke geschrieben haben, aber Herrn Marquard hat er nicht gekannt. Sonst hätte er seinen Vers sicher deutlich schärfer formuliert. Ich weiß nicht, wie lange ich diesem Kleinkrieg zwischen uns noch standhalten kann, der ja nun schon seit meinem Einzug in diese Wohnung vor elf Jahren andauert. Herr Marquard ist ein durchaus ernst zu nehmender Gegner. Ich aber auch. Wir beide wissen das und bemühen uns, unnötige Provokationen zu vermeiden. Die Lage ist angespannt genug.

Ich tu ihm nichts, er tut mir nichts. Elf Jahre ist dieser Drahtseilakt bisher gut gegangen, ohne dass es zu einem Zwischenfall gekommen wäre. Es ist ein Gleichgewicht des Schreckens. Im Treppenhaus grüßen wir uns immer freundlich. Wenn einer von uns im Urlaub ist, leert dann der andere solange seinen Briefkasten, oder wir helfen uns mit Mehl oder anderen spontan fehlenden Kochutensilien aus. Letzte Weihnachten hat er mir ein Buch geschenkt. Ich hab es angenommen, um eine weitere Eskalation der Lage zu verhindern, aber niemand, der Herrn Marquard nicht kennt, kann auch nur ansatzweise ermessen, wie viel Kraft und Selbstdisziplin mich all das kostet.

Manchmal denke ich, ich sollte mich einem ultimativen und alles entscheidenden Kampf stellen, denn ein Ende mit Schrecken wäre besser als ein Schrecken ohne Ende, aber dann ist die Furcht vor den Konsequenzen wieder übermächtig, und ich unterlasse es. Meine einzige Hoffnung ist, dass er irgendwann wegzieht. Er hat so was angedeutet.

Ja, die Hindernisse, die sich vor die Erschaffung meines Romans gestellt haben, sind wirklich gewaltig. Aber sie können überwunden werden. Ja, sie müssen überwunden werden. Und das werden sie auch. Wie sagte schon Erich Kästner? »Es gibt nichts Gutes, außer man tut es.« Und in der Tat: Dieser Satz ist wahr. Zumindest die erste Hälfte. Also frisch ans Werk. Das einzige Problem besteht nach wie vor darin, dass ich keine Handlung weiß. Aber ist das wirklich ein Problem? Bewege ich mich nicht in völlig veralteten Denkmustern? »In Büchern steht was drin.« Ist das nicht nur ein Klischee, das man langsam mal hinterfragen sollte? Vielleicht bin ich ja auch keiner von diesen »schreibenden« Schriftstellern. Es gibt ja auch viele Menschen, die Luftgitarre spielen. Wo steht denn, dass ich als Autor nicht etwas Vergleichbares tun darf?

Gut, es wäre ein radikal neuer literarischer Ansatz. Viele würden mich zunächst für verrückt halten. Aber war es

nicht immer schon so, dass große Visionäre ihr Ding einfach durchgezogen haben, egal ob sie von ihren Zeitgenossen verspottet wurden?

Was war zum Beispiel mit dem Erfinder des Kiosks, Oskar Kieseewetter? Er hatte eine solche Vision: »Ich werde eine neue Art von Läden erschaffen. Mit nur ganz wenigen Artikeln, dafür alles doppelt so teuer, und die Kunden müssen draußen bleiben.« Es gab damals nur wenige, die das Geniale an diesem Konzept begriffen haben, jedoch aus der heutigen Welt sind Kioske nicht mehr wegzudenken.

Aber bin ich ein Oskar Kieseewetter?

Ich fürchte nicht. Also werde ich das Ding auf die altmodische Tour durchziehen: Sätze, Handlung, Ideen und der ganze Klimbim. Also: Zunächst sollte ich eine Bestandsaufnahme aller meiner Ideen machen. Welche Ideen habe ich? Keine. So weit, so gut. (Ich hätte wirklich gestern anfangen sollen.) Aber bin ich der erste Schriftsteller, der dieses Problem hat? Mit Sicherheit nicht.

Wie haben meine Vorgänger dieses Problem gelöst? Nun, die Antwort ist bekannt: Drogen. Nur welche sind dafür geeignet? Ich kenne mich da leider nicht aus. Einfach so irgendwas nehmen ist sicher nicht sinnvoll. Man sollte vorher mit einem Experten sprechen. Ich werde in den nächsten Tagen mal zur Drogenberatung gehen. Die werden mir sicher sagen können, welche Drogen für mich die geeignetsten sind. Aber bis dahin muss es irgendwie so gehen.

Vielleicht sollte ich einfach ganz spontan anfangen und mal einen Satz hinschreiben. Also los:

*Er bog lässig um die Ecke!*

Hm, also ich muss sagen. Das ist ein mehr als vielversprechender Anfang. Klar. Kurz. Markant. Und trotzdem enthält er alles, was man sich nur wünschen kann: Spannung ohne Ende: Warum biegt er um die Ecke? Wo ist die Ecke? Was wartet hinter der Ecke auf ihn? Das ist Gänsehaut pur. Und wir haben einen interessanten

(lässig), sympathischen (lässig), menschlichen (lässig) Charakter, mit dem man sich sofort desinfizieren kann. Ein Anfang ist gemacht.

Ein Teil meines Romans existiert von jetzt ab. Unwiderruflich! Ich bin sehr erleichtert. Es ist, als ob eine Zentnerlast von mir abfällt. Jetzt sind die Dinge im Fluss. Leichtigkeit! Ein unbeschreibliches Glücksgefühl durchflutet mich. Es ist ein unglaublich erhabener Moment. Aber das kann wohl nur jemand verstehen, der selbst Ähnliches erleben durfte.

Auf Anhieb fällt mir da keiner ein. Zumindest nicht unter meinen näheren Bekannten. (Die können Günter Grass nicht von Paul Klee unterscheiden.) Das Leben auf dem literarischen Olymp ist schon einsam. Sehr einsam. Ich bin übrigens selbst überrascht, wie leicht, ja geradezu spielerisch ich diesen Satz verfasst habe. Das ist es wohl, was man meint, wenn man sagt: »Spiel, Satz und Sieg.«

Nun gilt es, diesen Schwung zu nutzen und weiterzuschreiben.

Ein zweiter Satz. Ein dritter und so weiter.

Der Anfang war (sehr) gut, jetzt muss ich da noch einen draufsetzen. Nun denn, es sei. Andererseits befällt mich gerade ein schrecklicher Gedanke: Lässt sich ein solcher erster Satz überhaupt noch toppen? Habe ich mir die Latte für alle noch kommenden Sätze damit nicht viel zu hoch gelegt?

## Kapitel 3

Habe mir gerade noch mal den Satz durchgelesen, den ich gestern geschrieben habe:

*Er bog lässig um die Ecke.*

Keine Ahnung, was ich mir bei diesem Blödsinn gedacht habe. Ich fürchte, das muss vollständig überarbeitet werden. So geht das jedenfalls gar nicht. »Er bog lässig um

die Ecke.« Lächerlich. Das ist einfach viel zu weit hergeholt und total konstruiert.

Wer biegt schon lässig um Ecken? Ich jedenfalls nicht. Ich gehe einfach »so« um die Ecke und gut is. Außerdem ist dieser Satz deutlich zu kurz. Bei Thomas Mann hatte ein durchschnittlicher Satz 31 Wörter. Mein Satz hat gerade mal sechs Wörter. Und da frag ich mich noch ernstlich, warum er einen Literaturnobelpreis bekommen hat und ich nicht? (Wie naiv bin ich eigentlich?!) Ich denke, es ist der Zeitpunkt gekommen, mich weniger auf Eingebung und Bauchgefühl zu verlassen, sondern in die Handwerkskiste des Schriftstellers zu greifen. Warum nicht von den Erfahrungen früherer Kollegen profitieren? Ich habe damit kein Problem. Die waren auch gut. Auf ihre Weise. Nun denn: Ich muss meinen bisherigen Text, der jetzt doch etwas sehr allgemein gehalten daherkommt, aufbrechen und Themen von ewiger Gültigkeit integrieren. Allen voran natürlich die zwei größten Themen überhaupt: Liebe und Tod. Sagen wir also nicht länger:

*Er bog lässig um die Ecke, sondern stattdessen: Vor Liebe zu Monique halb wahnsinnig, bog er lässig um die Ecke.*

Viel besser. Leidenschaft! Große Gefühle! Ich denke, besonders die weiblichen Leser wird das sehr ansprechen. Schön ist auch das *halb* in *halb wahnsinnig*. Ein schlechterer Autor hätte geschrieben *total wahnsinnig* und damit alles kaputt gemacht.

Aber es sind eben diese feinen Finessen des Profis, die hohe Qualität von doofem Schrott unterscheiden. Jetzt fehlt noch Tod. Also:

*Vor Liebe zu Monique halb wahnsinnig, bog er sterbend lässig um die Ecke.*

Sehr schön. So langsam macht das Ganze Sinn. Vielleicht sollte ich meinem Protagonisten als Gegengewicht zu *Monique* auch einen Namen geben. Ich glaube sogar, dass das fast das Wichtigste in der Literatur ist. Wenn Shakespeares *Hamlet* einfach nur *Er* hieße ...

Gut, das würde man vielleicht noch durchgehen lassen. Aber wenn *Macbeth* und *König Lear* dann auch *Er* hießen, das würde sich zweifellos hemmend auf den Verkauf des Buches auswirken. Alle dächten dann: *Er* von Shakespeare? Kenn ich schon. Ohne zu ahnen, dass dieses Mal damit *Othello* oder *Richard der Dritte* gemeint ist. Gut, Shakespeare hätte natürlich Unterscheidungen machen können: *Hamlet* hätte dann *Er* geheißen und *Macbeth* *Ein anderer* und *Othello* *Wieder ein anderer* usw. Kann man machen. Ist aber nicht ideal. Nein: Namen sind schon eine feine Sache. Darum heißt mein Protagonist ab sofort ... *Gonzales*.

Das macht was her. Eine ganze Welt von Assoziationen schwingt in diesem Namen mit. Wer denkt dabei nicht z. B. an leidenschaftlichen Tango in den Nachtclubs von Buenos Aires? – Hm, vielleicht nicht jeder. (Viele Leute sind ja auch wirklich zu blöd!) Besser, ich erwähne es selbst:

*Vor Liebe zu Monique halb wahnsinnig, bog der buenos-airessische Tangotänzer Gonzales sterbend lässig um die Ecke.*

Aber warum soll er nur biegen? Einfach um die Ecke *biegen* kann meinetwegen Herr Arno Wagenbach aus Kaiserslautern oder sonst wer. Ein buenos-airessischer Tangotänzer *biegt* nicht, sondern er tanzt, und das sehr elegant.

*Vor Liebe zu Monique halb wahnsinnig, tanzte der buenos-airessische Tangotänzer Gonzales sterbend lässig, elegant um die Ecke.*

Ja, so ist es stimmig. Jetzt hat man eine klare Vorstellung von der Situation. Es sind zwar immer noch nicht 31 Wörter (darf man eigentlich Buenos Aires als zwei Wörter zählen?), aber auch bei Thomas Mann ist das ja nur ein Durchschnittswert. Ich denke, mir bleibt noch im weiteren Verlauf des Schreibvorganges Zeit, diesen immer noch zu kurzen Satz durch andere extrem lange auszugleichen.

Die einzige Frage, die sich jetzt noch stellt, ist, ob es wirklich so günstig ist, den Hauptdarsteller schon im ersten Satz sterben zu lassen. Möglicherweise soll er ja auch später im Buch noch was machen. Fragen über Fragen. Und wer muss sie alle beantworten? Ich. Das Leben als Autor ist die Hölle. Ich beginne mich zu fragen, warum ich mir das eigentlich antue. Warum muss ich denn unbedingt Schriftsteller sein? Bin ich noch ganz dicht? Viele (Laien) denken ja: »Schreiben macht Spaß.«

Falsch! Lesen macht Spaß, aber Schreiben ist einfach nur ätzend. Wer das nicht glaubt, soll bei seinem nächsten Restaurantbesuch einfach mal nichts essen, sondern stattdessen beim Servieren helfen. Es ist zwar schön, wenn man etwas fertig geschrieben hat, so wie es auch schön ist, wenn jemand aufhört, einem mit 'nem Hammer auf den Kopf zu hauen, aber das Schreiben selbst ist reine Bergwerksarbeit. Alle Autoren hassen das seit jeher.

Der französische Romancier (als Franzose darf man sich ruhig so bezeichnen) Ballsack (für diese Schreibweise kann ich mich nicht hundertprozentig verbürgen, aber ich hab echt keine Lust, jetzt wirklich jeden Mist zu googeln) hat sich ja nachts an seinem Schreibtisch festgekettet, um sich zum Schreiben zu zwingen. Ich habe das auch schon erwogen. Das Ding ist nur, dass Ballsacks Schreibtisch mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit ein wuchtiges Stück aus Massivholz war, das sich auch bei größtem Kraftaufwand nicht einen Millimeter von der Stelle bewegen ließ; mein Schreibtisch hingegen ist von Ikea.

Das allein wäre schon schlimm genug, aber es ist eigentlich kein »offizieller« Schreibtisch, sondern eine »federleichte« (Euphemismus für »billiger Tinnef«) Tischplatte aus einer Holz- und Pappe-Mischung und vier einzelnen hohlen Tischbeinen, die ich da drangeschraubt habe. Da die Schrauben in der Pappe nicht gut halten, ist ein Bein ziemlich locker, und letztlich wird dieses Viertel des Tisches nicht davon getragen, sondern von dem

Drucker, der sich unter der Tischplatte befindet. Das heißt, in der Kette Schreibtisch, Ketten, Autor ist mein Schreibtisch das schwächste Glied. Folglich kann ich mich leider nicht der Ballsack'schen Methode bedienen.

Allerdings, selbst wenn der Tisch stabil genug wäre, um mich dort anzuketten: Was ist denn, wenn ich nun wirklich gerade keine Lust zum Schreiben habe. Man hat ja auch noch mal was anderes zu tun. Die Stracciatella-Kirsch-Torte von Coppenrath & Wiese isst sich schließlich auch nicht von alleine. (Ganz zu schweigen davon, dass man sie vorher auftauen muss.) Nein, nein, irgendwie ist in der ganzen Schriftstellerei der Wurm drin. Ich frage mich langsam sehr ernsthaft, warum ich nicht meinem ursprünglichen Berufswunsch gefolgt und Geheimagent geworden bin. Die erste Idee ist oft auch die beste.

Geheimagenten müssen nicht den ganzen Tag an wackeligen Ikea-Schreibtischen sitzen und irgendwas schreiben. (Obwohl ich zugeben muss, dass sie schon gelegentlich mal irgendwo angekettet werden.) In der Regel schreiben sie nichts. Was für ein beneidenswertes Leben! Wenn ich mal alle James-Bond-Filme vor meinem geistigen Auge Revue passieren lasse, kann ich mich überhaupt nur an einen einzigen Moment erinnern, wo Herr Bond mal etwas schreiben musste, und zwar 1964 in *Goldfinger*: Es gab einen klitzekleinen Zettel, auf dem dann stand, dass Fort Knox mit Nervengas angegriffen werden wird. Unterschrift: 007. Das waren maximal drei Zeilen, vielleicht auch nur zwei. Also, alle 45 Jahre mal drei Zeilen schreiben, ja meinetwegen auch fünf oder sechs, damit könnte ich leben. Aber so?

Allerdings fürchte ich ja, dass es inzwischen längst zu spät ist, um noch mit dem Schreiben aufzuhören. Ein Gutteil des Romans ist ja bereits fertiggestellt. Soll ich den einfach wegwerfen? Es wäre schade drum. - Nein. Undenkbar! Talent verpflichtet. Dieser Roman muss vollendet werden.

## Kapitel 4

Voller Angst habe ich mir soeben noch mal meine bisherige Romanhandlung durchgelesen. Ich hatte schon befürchtet, dass sie mir - erneut mit einem Tag Abstand betrachtet - auch in der überarbeiteten Version - nicht gefallen würde. Aber nein, der Satz ist wunderschön. Und nach wie vor hat er Substanz und Tiefe. Ich bin sehr erleichtert. Die Frage ist allerdings, ob solche Qualitäten auf dem heutigen Buchmarkt überhaupt noch gefragt sind. Heutzutage kriegt jedes quietschgelbe Tralala mehr Aufmerksamkeit als alle Weisheit dieser Welt auf einen Haufen gepackt.

Das betrübt mich zwar, aber es wäre unklug, diese Tatsache zu ignorieren. Zufällig (ich will nicht von »Schicksal« sprechen, aber wer weiß?) habe ich gestern ein wenig im *Guinnessbuch der Rekorde* geblättert, und das hat mich auf eine wunderbare Idee gebracht: Ich werde den Lesern nicht nur tiefgründige Literatur in höchster sprachlicher Vollendung bieten, sondern zusätzlich auch noch eine artistische Attraktion: Mein Roman soll der erste sein, der nicht mit den Fingern getippt wird, sondern mit der Nase. Sensationeller geht es kaum noch! Ich frage mich, warum vor mir keiner auf diese simple Idee gekommen ist. Aber andererseits: Ist es nicht immer so? Das Genie zeigt sich im Einfachen. Nun denn: Ich denke, den ersten Satz lasse ich, wie er ist, obwohl er noch mit der altbackenen Fingertipp-Methode erstellt wurde. Vielleicht sogar ganz gut. Auf diese Weise wird der Unterschied noch deutlicher. Also:

*Vor Liebe zu Monique halb wahnsinnig, tanzte der buenos-airessische Tangotänzer Gonzales sterbend lässig, elegant um die Ecke.*

Und nun weiter:

<i>gvhk,vt67bczvzfgs.opughfxct</i>		<i>f7z68fznhi</i>	
<i>gvuzhggkjjojoououou</i>	<i>g</i>	<i>gfzr5r6tuizhzzfti,gzjgiztgvg</i>	
<i>uihgghh.</i>	<i>bjhkhhiijj</i>	<i>kjjiuu</i>	<i>uhuzuuiidrkkk</i>

uguzjjujgzguzhkhujhkihiughghk. h, gfulfggghkhgjjg, gg«  
vjhgk v uijoj  
zfsdzcfaerfzherifzrifkuzrfukdfiksdfhdfierzhrkfukitfikzwefk  
qwezfk zafsdukfzhqewjkgfzhjufzhrcrxi  
ifziklrhjchujfruhzxirzhfi8zqefi8qzuaghcgrzruzwerfhxduhf7f  
uu9oerwq  
kruweffufzerzrfzuzhzhcuzjweuiwej6ezikffhukrfzhweruiasdf  
hwe fi qwif wq rzq4 efhqzhukzhkwedfzhwek  
ziqweziqwezirzreziksdujlodfjgolerfil  
erwfoujrfeioufrikqwerufikq

Hm. Mir scheint, dass diese Schreibmethode - so spektakulär sie zweifellos ist - einen nicht zu unterschätzenden Nachteil hat: Den Schmerz in der Nase würde ich ja noch als Opfer für die Kunst ertragen, aber ich fürchte, gerade bei einem so anspruchsvollem Werk, wie es mir vorschwebt, ist Klarheit das oberste Gebot. Ich kann einfach nicht davon ausgehen, dass bei dieser Schreibweise nun jeder Leser auf Anhieb weiß, was ich genau damit sagen will. (Es ist schon traurig, wie wenig der Leser von heute bereit ist, sich mal auf etwas Unbekanntes einzulassen.) Nein, ich fürchte, auch wenn mir das Herz blutet, die Zeit ist noch nicht reif für Nasenliteratur. So ganz kampflös möchte ich mich aber doch nicht von dem Konzept des Schreibens unter erschwerten Bedingungen verabschieden. Darum werde ich den restlichen Roman auf einem Bein stehend schreiben. Ab jetzt!

Es geht wirklich erstaunlich gut, so auf einem Bein stehend zu schreiben. Fast besser als im Sitzen. Nahezu mühelos habe ich eine neue Literaturform geschaffen (und ganz nebenbei den alten Alkoholiker-Spruch »Auf einem Bein kann man nicht stehen« widerlegt.) Die literarische Welt wird nie mehr dieselbe sein. Von heute an muss sich jeder ernsthafte Schriftsteller die Frage vorlegen, ob er seine Werke mittels der alten, überkommenen Sitzmethode oder unter Anwendung meiner modernen Auf-einem-Bein-steh-Technik schreiben will.

Wahrscheinlich ist es noch zu früh, um endgültig darüber zu urteilen, welche Methode als die überlegene anzusehen ist (Dies bleibt künftigen Generationen vorbehalten), trotzdem muss ich auch heute schon ein wenig schmunzeln, wenn ich daran denke, mit welcher Ehrfurcht ich früher zu Autorenkollegen wie Tolstoi und Proust aufgesehen habe. Die haben schließlich auch nur mit Wasser gekocht. Und das auch noch im Sitzen. Ich glaube, ich hätte Mitleid mit ihnen, wenn die Freude über diesen triumphalen Durchbruch nicht alles überstrahlen würde. So muss sich wohl das vollkommene Glück anfühlen, bzw. so ähnlich. Das Glück wäre größer, wenn mein linkes Bein nicht inzwischen ganz schön wehtun würde. So langsam glaube ich, dass bis dato von mir verachtete Literaturformern wie Kurzgeschichten und Lyrik möglicherweise doch eine Daseinsberechtigung haben. (Mein bisheriges Credo war: So was schreiben nur faule Säcke!) Aber so auf einem Bein stehend, beginnt man die Welt mit anderen Augen zu sehen.

Im Übrigen ist mir seit heute Nacht kotzübel. Ich war gestern Abend mit einem Freund in einem Restaurant, das eine sogenannte Steak-Flatrate anbietet. Für 35 Euro pro Person darf man so viele Filetsteaks essen, wie man will. Gut, 35 Euro, das ist nicht gerade wenig, man muss sich also schon ein wenig ins Zeug legen, wenn man diese Kosten wieder reinholen will. Wir waren dann da auch sehr engagiert zugange und haben denen wahrlich nichts geschenkt. Bei der Menge an Steaks, die wir da vertilgt haben, müsste es nach menschlichem Ermessen eigentlich ausgeschlossen sein, dass die an uns noch etwas verdient haben. Andererseits - und auch das muss man leider mit bedenken - ist mir heute so dermaßen schlecht, dass ich diesen Erfolg nicht ganz ungetrübt zu genießen vermag. Realistisch betrachtet muss man den gestrigen Abend wohl als ein »Unentschieden« werten.

Jetzt hab ich auch noch Nasenbluten. Wahrscheinlich war mein literarischer Ehrgeiz einfach zu groß, und ich habe meiner Nase zu viel abverlangt. Triumph und Niederlage. Wie dicht das doch beieinanderliegt. Aber vielleicht ist es auch gut so: Sind nicht wir Schriftsteller unter allen Menschen einem Gott am ähnlichsten? Nur mit der Kraft unseres Geistes erschaffen wir aus dem Nichts heraus neue Welten. Würde uns daher etwas Demut nicht gut zu Gesicht stehen? - Nein, ich glaube nicht, dass mir das guttun würde. (Einigen Kollegen allerdings schon. Die sind einfach unmöglich.)

Doch weiter. Ich spüre geradezu, wie mein erster Satz (*Vor Liebe zu Monique halb wahnsinnig, tanzte der buenos-airessische Tangotänzer Gonzales sterbend lässig, elegant um die Ecke*) danach giert, einen zweiten Satz zur Seite gestellt zu bekommen. In der Tat: Dieser Satz ist mehr als überfällig.

In manchen Momenten will es mir scheinen, als wenn ich einen gewissen Hang zur Verzettelung habe. Aber den hatten immer schon alle großen Schriftsteller. Nehme ich zumindest an. (Wär schon komisch, wenn nicht.) Also ist es ja wohl okay, wenn ich den auch habe. Mein Gott, es gibt wirklich größere Probleme! Außerdem sollte man so was gar nicht unbedingt bewerten. (Und wenn doch, dann positiv.)

Doch weiter. Allerdings muss ich aufpassen, nichts zu überstürzen: Einfach mal eben einen zweiten Satz schreiben, nichts leichter als das, aber er steht ja nicht alleine. Die Gesamtkomposition (erster Satz und zweiter Satz) muss harmonisch aufeinander aufbauen. Obwohl ein scharfer Kontrast zwischen beiden Sätzen natürlich auch nicht übel wäre. Mal sehen. Der erste Satz ist ausgesprochen kraftvoll. Er hat Schmackes und lässt an Deutlichkeit und Bildgewaltigkeit nichts (aber auch gar nichts) zu wünschen übrig. Er ist einfach super!

Aber wichtig bei einem Satz ist ja nicht nur, was gesagt wird, sondern auch, was nicht gesagt wird. Ist das nicht vielleicht sogar viel wichtiger? Aber auch da muss ich sagen: Alles paletti. Was sagt dieser Satz alles nicht? Ungeheuer viel. Wenn ich das alles aufzählen wollte, wüsste ich gar nicht, wo ich da anfangen soll. Eigentlich sagt dieser Satz ja lediglich aus, dass der buenos-airessische Tangotänzer Gonzales vor Liebe zu Monique halb wahnsinnig, sterbend lässig, elegant um die Ecke tanzte. Sonst nichts! Alles andere sagt er nicht. Kein Wort davon. Hier muss man wirklich zwischen den Zeilen lesen. Leser, die es allzu vordergründig mögen, werden hier wohl kaum auf ihre Kosten kommen.

Meine Nase blutet immer noch. Das ist nicht schön, aber ich versuche, es positiv zu sehen. Eröffnet sich doch so eine Gelegenheit zu einer saftigen, finanziell nicht uninteressanten Produkthaftungsklage. Nach meiner Überzeugung ist meine Tastatur viel zu hart und für Autoren, die mit der Nase schreiben, total ungeeignet. Um nicht zu sagen, geradezu gefährlich. Ich weiß, wovon ich spreche, das Ergebnis durfte ich ja gerade am eigenen Leibe erfahren. Ich kann mich nicht entsinnen, in der Gebrauchsanweisung einen Warnhinweis entdeckt zu haben, wie »Achtung! Die Verwendung dieser Tastatur mittels der Nase kann zu Nasenbluten führen.« Nichts dergleichen.

Die Fahrlässigkeit und der Zynismus, mit der diese Firma zu Werke geht, müssen meiner Meinung nach schon fast als kriminell bezeichnet werden. Höchste Zeit, dass diesen Tastatur-Verbrechern das Handwerk gelegt wird. Wenn sich das sonst keiner traut, werde ich das halt machen. Außerdem bin ich ein Mensch, der großen Summen leicht verdienten Geldes äußerst positiv gegenübersteht. Falls das wider Erwarten nicht klappt, gibt es ja immer noch diese Filetsteak-Schurken. Stand da etwa irgendwo: »Achtung! Der Verzehr von mehreren Kilo Filetsteaks kann

zu Übelkeit und Schlaflosigkeit führen«? Nein, das stand da nirgends. Aber gut, eins nach dem anderen. Erst kommen die Tastaturheinis dran.

Doch nun weiter im Text. Es ist Zeit für Satz Numero zwei! Wie geht es weiter mit Gonzales? Ich weiß es nicht. Warum?

Ich kenne diesen Mann bisher noch viel zu wenig. Was weiß ich bis jetzt über ihn? 1. Er ist aus Buenos Aires. 2. Er ist Tangotänzer. 3. Er ist halb wahnsinnig vor Liebe zu Monique. 4. Er ist elegant. 5. Er ist lässig. 6. Er stirbt. 7. Er tanzt um die Ecke. So weit, so gut.

Aber was noch? Wie sieht er zum Beispiel aus? Vielleicht ist das sogar die wichtigste Frage, denn daraus ergibt sich, welcher Schauspieler ihn bei der Verfilmung meines Romans spielen wird. Auf keinen Fall Tom Cruise! Nein! Da können sich die Produzenten auf den Kopf stellen und mir sonst was von garantierten Einspielergebnissen erzählen. Es gibt auch noch eine künstlerische Integrität. Bevor Tom Cruise meinen Gonzales spielt, verzichte ich lieber auf die Millionen durch die Filmeinnahmen. Die können mir dann gerne gestohlen bleiben. (Zumal ich ja noch die zu erwartenden Summen durch die Klage gegen die Tastaturfirma in der Hinterhand habe. Das brauch ich den Filmfritzen ja nicht auf die Nase zu binden, aber es ist ein beruhigendes Gefühl und verleiht mir eine souveräne Unabhängigkeit bei den Filmverhandlungen.)

Nein, als Hauptdarsteller kommt eigentlich nur einer infrage: Nicolas Cage. Ohne wenn und aber. Oder Antonio Banderas. Der ist noch besser. Zumindest beinahe. Hm, gar nicht so einfach, diese Entscheidung. Das wird noch hart werden. Ich möchte natürlich weder Nicolas noch Antonio vor den Kopf stoßen. Aber es hilft nichts, genau das werde ich letztlich tun müssen, weil ja nur einer die Rolle spielen kann. Vielleicht könnte ich ja eine zweite schöne Rolle für den Verlierer in meinen Roman schreiben. Gut, sie kann natürlich nicht so großartig wie die Gonzales-Rolle sein.

Aber immerhin. Besser als nichts. (Ich hoffe, dass Nicolas bzw. Antonio das einsehen kann.)

Andererseits, warum soll diese Figur nicht genauso faszinierend und charismatisch sein wie Gonzales? Es ist mir einmal gelungen, eine solche Figur zu erschaffen, ich werde es wieder schaffen. Wozu bin ich denn Schriftsteller? (Keine Ahnung, warum ich mich das jetzt gerade frage. Das hat ja nun hiermit gar nichts zu tun.) Gut. Es ist beschlossene Sache: Eine zweite Figur muss her.

Genauso super wie Gonzales muss sie sein. Mindestens. Am besten noch besser. (Tja, tut mir leid, Nicolas (bzw. Antonio). Wenn du dich nicht so voreilig für die Gonzales-Rolle entschieden hättest, müsstest du jetzt nicht mit ansehen, wie Antonio (bzw. Nicolas) dir diese Superrolle vor der Nase wegschnappt. Aber that's life. Trag es mit Würde, Nicolas (bzw. Antonio).

Nun denn: Die zweite Figur. Der große Unbekannte. Mr. X.

Der charismatische Gegenspieler von Gonzales. Wer ist er? Zunächst brauche ich einen guten Namen für ihn. Namen kann man sich nicht ausdenken, man muss einfach auf eine Inspiration warten. Also, her damit. Mir rattern Hunderte von Namen durchs Gehirn. Es ist wie bei einer Glücksradtombola.

Mal sehen, wo das Rad der Namen zum Stehen kommt. Das Rad wird langsamer - noch langsamer - ganz langsam - und bleibt - stehen. Es ist entschieden. Meine zweite Figur heißt ... Gonzales.

Hm, ich bin selbst überrascht. Bisher habe ich zwei Figuren, und beide heißen Gonzales. Schon irgendwie etwas ungewöhnlich. Aber ich muss meiner Inspiration vertrauen. Es wird schon richtig sein so. Autoren-Anfänger würden jetzt wahrscheinlich in Panik verfallen und mit Vokabeln wie unübersichtlich, fantasielos und hirnrissig um sich werfen. Aber was wissen die schon? Ich hingegen kenne das schriftstellerische Handwerk von Grund auf. Da

gibt es wirklich nichts Wesentliches, was mir noch unbekannt wäre. (Das Einzige, was ich nie verstanden habe, ist der Unterschied zwischen Sartre und Satire. Oder gibt es da gar keinen?) Nein, es ist schon sehr gut so. Dass beide Gonzales heißen, ist halt nicht einfach ausgedacht, sondern dem wahren Leben abgeschaut. Da haben auch nicht immer alle unterschiedliche Vornamen.

In meiner Klasse gab es allein drei Carsten und zwei Heikos. Unpraktisch, aber real. Vielleicht gerät der eine oder andere Leser dabei etwas ins Stocken. Na und, ist das etwa mein Problem? Ich bin der Wahrheit und Authentizität meiner Figuren verpflichtet. Und dieser Mann heißt nun mal *Gonzales*. Wem das nicht passt, der soll halt *Hanni und Nanni* lesen. (Obwohl diese Namen ja auch nicht sooo unterschiedlich sind.) Wer aber mein Buch lesen will, von dem erwarte ich die Bereitschaft mitzudenken, statt gleich bei der ersten kleinen Schwierigkeit die Flinte ins Korn zu werfen.

Zwei Figuren in einem Roman heißen *Gonzales*. So what? Habt ihr sonst keine Probleme, dass ihr euch über so was aufregt. Ich glaub, es hackt! Arschlöcher!

So, für heute reicht's mir. Jetzt hab ich so miese Laune, dass gar nix mehr geht. Ich schreib morgen weiter.

## Kapitel 5

Und weiter geht's. Mein Roman macht gute Fortschritte. Ich hab jetzt bereits zwei famose Hauptfiguren. Das heißt, von einer hab ich bisher nur den Namen. Gonzales (2). Aber was ist das für ein Mensch? Nun, wenn man nur assoziativ vom Namen her ausgeht, ist die Sache klar: Ein buenos-airessischer Tangotänzer. Aber zwei Tangotänzer? Ich weiß nicht recht. Schließlich schreibe ich keinen Tango-Roman, sondern – irgendwas anderes. (Was genau, wird sich mit der Zeit sicher noch herausstellen.)